

Veröffentlicht in:  
Studia Bobolanum 4 (2008) 21–41.

Zusammenfassung:

Gott ist von der Welt her als der auszusagen ist, „ohne wen nichts ist“. Die so verstandene Geschöpflichkeit der Welt ist beweisbar, und es lassen sich dagegen keine naturwissenschaftlich begründeten Einwände erheben. Erst im Glauben dagegen geht es um Gemeinschaft mit Gott.

Peter Knauer SJ

## Vernunft – Naturwissenschaften – christlicher Glaube

### *1. Grundaussagen zum Verhältnis von Glaube und Vernunft*

Martin Luther sagt einmal, die Vernunft sei Gottes größte Gabe für den Menschen, sie sei etwas Allerhöchstes und die „Wirklichkeit der Wirklichkeiten“ (WA 39,1;176). Aber zugleich nennt er die Vernunft auch „eine Hure des Teufels“ (WA 18,164). Letzteres gilt für ihn dann, wenn die Vernunft sich über ihre eigenen, ihr innewohnenden Gesetze hinwegsetzt und willkürlich wird. Dies ist zum Beispiel der Fall, wenn sie abergläubischen Vorstellungen verfällt, d.h. Dinge ungeprüft „glaubt“, die eigentlich Sache der Vernunft wären.

In der katholischen Kirche hat das I. Vatikanische Konzil zum Verhältnis von Glaube und Vernunft zwei wichtige Grundaussagen gemacht. Die erste besagt, dass zwischen Glauben und Vernunft nicht nur in der Erkenntnisweise, sondern auch im Gegenstand ein Unterschied besteht. Deshalb kann ein Vernunftgegenstand nicht geglaubt werden. Und umgekehrt lässt sich ein Glaubensgegenstand nicht auf Vernunft zurückführen (DH 3015).

Die zweite Grundaussage lautet: Obwohl der Glaube über der Vernunft steht, kann doch zwischen Glauben und Vernunft kein wirklicher Widerspruch bestehen, weil bereits die Vernunft uns von Gott geschenkt ist und im Glauben Gott sich selber schenkt. Der nichtige Schein eines Widerspruchs kann nur entstehen, wenn entweder der Glaubensinhalt nicht im Sinn der Kirche erläutert worden ist oder wenn die Vernunft gegen ihre eigenen Gesetze verstößt. Ein solcher Missbrauch der Vernunft lässt sich mit der Vernunft nachweisen. Wenn dies nicht möglich ist, dann liegt bei einem scheinbaren Widerspruch zwischen Glaube und Vernunft der andere Fall vor, nämlich dass die Glaubensaussagen nicht im Sinn der Kirche erläutert worden sind, sondern – von wem auch immer – miss[22>]verstanden sind (DH 3017). Missverstandene Glaubensaussagen sind gerade daran zu erkennen, dass sie einer ihre Autonomie währenden Vernunft, also einer Vernunft, die sich im Rahmen der ihr innewohnenden Gesetze bewegt, widersprechen. Nur solche Aussagen können mit Recht

als Glaubensaussagen gelten, denen gegenüber alle eventuellen Einwände der Vernunft mit den Mitteln der Vernunft selbst entkräftet werden können.

Auf der einen Seite kann nichts geglaubt werden, was sich auf bloße Vernunft zurückführen lässt. Auf der anderen Seite kann aber auch nichts geglaubt werden, was einer ihre Autonomie während der Vernunft widerspricht. Innerhalb des Glaubens dient die Vernunft dem Aufweis dessen, dass alle einzelnen Glaubensaussagen immer nur Entfaltungen ein und desselben Grundgeheimnisses sind, nämlich unserer Gemeinschaft mit Gott. Diese Aussagen fassen die kirchliche Lehre zum Verhältnis von Glaube und Vernunft zusammen. Wirklicher Glaube braucht die Auseinandersetzung mit der Vernunft nicht zu scheuen, sondern ist umgekehrt am vollen Gebrauch der kritischen Vernunft im höchsten Maß interessiert und fördert die Vernunft in dem Sinn, dass er den Menschen aus der Macht derjenigen Angst um sich selber befreit, durch die auch der Blick seiner Vernunft eingeengt wird.

Es empfiehlt sich nun, im Einzelnen der Frage nachzugehen, worum es denn bei der Vernunft und worum es im Glauben geht.

## *2. Was unter Vernunft zu verstehen ist*

Das Wort Vernunft kommt von „vernehmen“. Es bedeutet soviel wie sie mit Aufmerksamkeit der Wirklichkeit zuwenden. Das ist ein sehr weiter Vernunftbegriff, der nicht auf Logik und Kalkül eingeschränkt ist, sondern sogar noch Intuition und künstlerische Kreativität mit umfasst. Der Universalitätsanspruch der Vernunft besteht weniger in irgendwelchen universalen Denkprinzipien als vielmehr zuallererst darin, dass universal zu ihrem Gebrauch Aufmerksamkeit und Sorgfalt erforderlich sind. Für den Gebrauch unserer Vernunft sind wir in hohem Maß darauf angewiesen, unsere Gedanken und Überlegungen miteinander auszutauschen und uns jeglicher Kritik zu stellen. Die Vernunft ist von vornherein ein soziales Phänomen.

Das Gegenteil von Vernunft wäre Unvernunft, mangelnde Aufmerksamkeit, Oberflächlichkeit, Privatmeinungen, die sich keiner Prüfung stellen, und Willkür, also jeder nicht verantwortbare Umgang mit der Wirklichkeit.

Gegenstand der Vernunft ist die ganze weite Welt mit allen einzelnen Dingen in ihr und mit allen ihren Eigenschaften. Hier wird nichts geglaubt.

Die Naturwissenschaften gehören zum Gebrauch der Vernunft. Sie beziehen sich auf die zähl- und messbaren Eigenschaften der Welt oder bestimmter Bereiche in ihr. Mit diesen „Eigenschaften“ sind, wenn sie Gegenstand der Naturwissenschaften sein sollen, alle Korrelate zu Zählen und Messen gemeint. Es sei dahingestellt, inwieweit die Ergebnisse des Zählens [23] und Messens Abbilder der Wirklichkeit sind oder nur auf Modelle von der Wirklichkeit hinauslaufen, die jedenfalls den Umgang mit der Wirklichkeit erleichtern. Auch Naturwissenschaften lassen sich nur mit Aufmerksamkeit und Sorgfalt betreiben.

### *3. Der christliche Glaube*

Unter „Glauben“ sei im Zusammenhang unserer Untersuchung zunächst der christliche Glaube gemeint. Auf die Frage, wie sich dieser Glaube zum Beispiel zu den anderen Religionen verhält, soll erst später eingegangen werden. Der christliche Glaube jedenfalls bezieht sich auf die christliche Botschaft. Diese behauptet, „Wort Gottes“ zu sein. Sie bittet um Gehör, weil sie beansprucht, den Menschen aus der Macht seiner Angst um sich selber befreien zu können, die ihn sonst immer wieder daran hindert, sich menschlich anstatt unmenschlich zu verhalten.

Der Anknüpfungspunkt der christlichen Botschaft ist also das weltweite Problem der Unmenschlichkeit des Menschen.

Der konkrete Inhalt der christlichen Botschaft läuft darauf hinaus, ihren Anspruch, „Wort Gottes“ zu sein, angesichts seiner Nichtselbstverständlichkeit zu erläutern und verständlich zu machen. Man könnte den Inhalt der christlichen Botschaft in der Aussage zusammenfassen: An Jesus als den Sohn Gottes glauben bedeutet, aufgrund seines Wortes sich als in die ewige Liebe Gottes zu Gott, des Vaters zum Sohn aufgenommen zu wissen und deshalb nicht mehr aus der Angst um sich selber leben zu müssen. Gegen die in dieser Aussage gemeinte Gemeinschaft mit Gott als dem in allem Mächtigen komme keine Macht der Welt und nicht einmal der Tod an.

Wenn man dieser Botschaft, die also behauptet, „Wort Gottes“ zu sein, noch nie zuvor begegnet wäre, welche wäre wohl die erste Frage, die man stellen müsste? Von der richtigen Reihenfolge der Fragen hängt das Verstehen ab. Die sinnvollerweise erste Frage kann zum Beispiel nicht sein, woher denn der Gesprächspartner weiß, dass er Wort Gottes habe; denn diese Frage setzt voraus, dass man bereits weiß, wer Gott ist. Ebenso kann die erste Frage nicht lauten, ob es Gott überhaupt gibt. Denn auch die Frage nach der Existenz einer Wirklichkeit setzt voraus, dass man zuvor weiß, um was es sich bei dem handeln soll, in Bezug auf das man wissen will, ob es existiert oder nicht. Die erste Frage muss vielmehr sein: wer denn Gott überhaupt sein soll. Und man kann nicht einfach voraussetzen, dass jedermann dies bereits weiß.

### *4. Die Bedeutung des Wortes „Gott“*

Es ist nicht ganz leicht, auf die Frage nach der Bedeutung des Wortes „Gott“ zu antworten. Denn die christliche Botschaft hat immer schon behauptet, dass Gott nicht unter Begriffe falle. Wie kann sie selber dann überhaupt noch sinnvoll von ihm reden?

[24] Anstatt uns eine Antwort auf die Frage, wer Gott ist, auszudenken, empfiehlt es sich, diejenigen selber zu fragen, die auf der einen Seite behaupten, Wort Gottes zu haben, und fast im gleichen Atemzug sagen, dass Gott nicht unter Begriffe falle. Wie bringen sie beides zusammen?

Tatsächlich gibt die christliche Botschaft darauf eine Antwort. Sie erklärt, man könne von Gott immer nur das von ihm Verschiedene begrei-

fen, das auf ihn verweist. So führt sie das Wort „Gott“ mit der Aussage ein, dass die Welt das sei, was ganz und gar darin aufgeht, dass es ohne ihn nicht wäre. Traditionell sagt die christliche Botschaft, die Welt sei „aus dem Nichts geschaffen“. Für „aus dem Nichts“ kann man auch positiv „restlos“ oder „total“ sagen. Die Welt, so lautet die Behauptung, sei in allem, worin sie sich vom Nichts unterscheidet, nämlich in jeder Hinsicht, unter der sie besteht, geschaffen. Aus dem Nichts geschaffen sein würde also bedeuten: Sein und Geschaffensein ist für die Welt ein und dasselbe. Geschaffensein ist also keineswegs eine zum Sein der Welt hinzukommende Eigenschaft. Vielmehr gilt: Könnte man das Geschaffensein der Welt beseitigen, bliebe nichts von ihr übrig. Aber was heißt dann Geschaffensein, wenn es im Sinn der christlichen Botschaft immer ein Geschaffensein aus dem Nichts ist?

Die beiden Schöpfungsberichte am Anfang der Bibel laufen darauf hinaus, dass alles, was es in der Welt gibt, aufgezählt wird und als der Grund der Rede von Gott ausgesagt wird. Es geht letztlich nicht um die erste Entstehung der Welt, sondern um die Welt überhaupt zu jedem Augenblick ihrer Existenz. Es geht um die Frage, was die Welt ist. Sie wird als das be-

hauptet, was völlig darin aufgeht, dass es ohne Gott nicht wäre.

Sehr abstrakt könnte man formulieren: Die Aussage, dass die Welt „aus dem nichts geschaffen ist“ besagt, dass die Welt und alles in ihr in ihrer gesamten Wirklichkeit und in jeder Einzelheit in einem „restlosen Bezogensein auf ... / in restloser Verschiedenheit von ...“ aufgeht. Mit den Pünktchen ist eine



Wirklichkeit gemeint, die wir nicht anders bestimmen können als eben durch die Aussage, dass alles, was sonst existiert, ohne sie nicht wäre. Die Welt wird in ihrer eigenen Wirklichkeit dadurch konstituiert, dass sie Relation auf eine andere Wirklichkeit ist, die in sich selbst nicht unter unsere Begriffe fällt und von der wir deshalb nur hinweisend, analog sprechen können.

Mit Relation ist gemeint, dass etwas ohne ein von ihm Verschiedenes anderes nicht sein kann. Zum Beispiel bedeutet das Wort „mein“, dass etwas [25>] zu einem „Ich“ gehört. Ohne ein Ich könnte es kein „mein“ geben. Ein Buch, das mir gehört, würde aufhören, mir zu gehören, wenn es mich nicht mehr gäbe. Aber es bliebe dann doch wenigstens als ein nunmehr herrenloses Buch übrig. Die Relation des Geschaffenseins dagegen käme nicht zum Sein der Welt hinzu, sondern wäre mit ihm identisch. Es würde sich um eine substanzkonstituierende Relation handeln. Diese Rela-

tion des Geschaffenseins ist dann mit der ganzen Wirklichkeit der Welt gefüllt und dadurch eine in sich bestimmte Relation, noch ehe wir wissen, durch welches Woraufhin sie konstituiert wird.

Für das Woraufhin dieser substanzkonstituierenden Relation führt die christliche Botschaft das Wort „Gott“ ein. Gott wäre zu definieren als „ohne wen nichts ist“. Wir wissen aber nicht erst, wer Gott ist, und sagen dann, er habe die Welt geschaffen. Vielmehr besteht die einzige Möglichkeit, sinnvoll von Gott zu reden, darin, die Welt als letztlich als gänzlich in Relation aufgehend zu erkennen und so von der Welt zu sagen, dass sie ohne ihn nicht wäre. Sie geht völlig darin auf, ohne ihn nicht sein zu können.

Wir Menschen sind zu Selbstbewusstsein und darin zur Verfügung über uns fähig, also zur Selbstpräsenz. Wenn von uns gelten soll, dass wir in allem, worin wir uns vom Nichts unterscheiden, ohne Gott nicht wären, dann kann man Gott nicht als ein bloßes dumpfes Vorhandensein verstehen, sondern wir werden hinweisend von ihm erst recht Selbstpräsenz aussagen müssen. Deshalb führt die christliche Rede von Gott für ihn das Personalpronomen ein und bezeichnet ihn als „ohne *wen* nichts ist“. Dieses Personalpronomen schreibt Gott hinweisend Selbstpräsenz, Personsein zu.

Alles bisher Gesagte stellt nur eine Erläuterung der Behauptung der christlichen Botschaft dar, dass die Welt aus dem Nichts geschaffen sei. Natürlich stellt sich die Frage, ob diese Behauptung tatsächlich zutrifft. Ist es wahr, dass alles in der Welt solcherart ist, dass es ohne Gott nicht wäre? Die Behauptung bezieht sich wohlgerne auf überhaupt alles in der Welt, also nicht nur das Schöne und Erfreuliche, sondern zum Beispiel auf Krankheit, Leid und Tod.

Kann man einen Gottesbeweis führen? Dies könnte nur für möglich halten, wer vergessen hat, dass die christliche Botschaft von einem Gott spricht, in Bezug auf den sie von vornherein bestreitet, dass er unter unsere Begriffe fallen könne. Dann kann Gott nicht als Ergebnis einer Schlussfolgerung herauskommen. Denn dazu müssten wir Gott und Welt übergreifende Denkprinzipien haben; aber eben damit würden wir in den Selbstwiderspruch verfallen, auf der einen Seite zu behaupten, Gott falle nicht unter Begriffe, und auf der anderen Seite uns auf Denkprinzipien zu berufen, die auch Gott übergreifen.

Kann man dann etwa die Existenz Gottes nur noch glauben? Aber die christliche Botschaft setzt doch das Sein der Welt und ihr Geschaffensein in eins. Sie behauptet, wir seien in genau dem Maß geschaffen, in dem wir sind. [26>] Dann jedoch müsste Geschaffensein an der Welt ablesbar sein. Es müsste Vernunftgegenstand sein. Geschöpflichkeit müsste beweisbar sein.

Tatsächlich spricht die katholische Lehre von der Möglichkeit einer „natürlichen Gotteserkenntnis“, die gerade darin bestehe, mit der Vernunft unsere Geschöpflichkeit zu erkennen und damit fähig zu werden, hinweisend von Gott zu sprechen (DH 3004). Die Unbegreiflichkeit Gottes bliebe gewahrt, weil man dann von Gott nur immer das von ihm Verschiedene zu begreifen vermag, das auf ihn verweist. Obwohl dann Gott nicht unter

Begriffe viele, hieße dies doch nicht, dass er auch unerkennbar sei. Man spricht vielmehr richtig von Gott, wenn man sich selbst und die ganze Welt als das versteht, was ohne ihn nicht wäre und auch gar nicht sein könnte. Man spricht richtig von Gott, wenn man die Welt in ihrer gesamten Wirklichkeit als völlig in Relation aufgehend versteht. Die Welt als der Bereich der Wechselwirkungen gehe im Ganzen und in allen ihren Teilen in einer einseitigen Relation auf.

Die christliche Botschaft bricht damit geradezu unsere Sprache auf. Während wir von uns aus vielleicht gemeint hätten, man könne nur über das reden, was unter unsere Begriffe fällt, werden wir darauf hingewiesen, dass man Vollkommenheit aussagende Begriffe auch in einer neuen, hinweisenden Weise gebrauchen kann. Dieses analoge Sprechen hat bereits Augustinus (354–430) so erläutert und auch jeweils den Erkenntnisgrund angegeben:

*»Du also, Herr,  
hast Himmel und Erde erschaffen,  
der du schön bist – denn sie sind schön;  
der du gut bist – denn sie sind gut;  
der du bist – denn sie sind.  
(= bejahender Erkenntnisweg)*

*Doch sind sie nicht in der Weise schön  
und sind nicht in der Weise gut  
und nicht in der Weise sind sie,  
wie du, ihr Schöpfer, (= verneinender Erkenntnisweg)*

*mit dem verglichen  
sie weder schön sind  
noch gut sind noch sind. «  
(= übersteigender Erkenntnisweg)*

Augustinus, Bekenntnisse, 11. Buch, Kap. 6 (PL 32, 811)

##### *5. Geschöpflichkeit ist beweisbar*

Die Frage ist also, ob man die so verstandene Geschöpflichkeit beweisen kann. Kann man beweisen, dass alles in der Welt in einem „restlosen Bezogensein auf ... / in restloser Verschiedenheit von ...“ aufgeht, so dass man daraufhin sinnvoll von Gott sprechen kann?

[27>] Angenommen, die Welt wäre ein „restloses Bezogensein auf ... / in restloser Verschiedenheit von ...“, dann müsste dies daran erkennbar sein, dass sie in sich selbst und alles einzelne in ihr die Struktur einer Einheit von Gegensätzen trüge, die sich nur durch die Angabe dieser beiden genannten Hinsichten, die sich nicht wieder ausschließen, anders als logisch widersprüchlich (und damit falsch) beschreiben ließe.

Tatsächlich stellt die Welt im ganzen und in allen ihren Teilen jeweils eine Einheit kontradiktorischer Gegensätze dar. Dies lässt sich an den

miteinander zusammenhängenden Grundsachverhalten der Endlichkeit, Kontingenz und Veränderlichkeit der Welt aufweisen und auch daran, dass die Welt ein aus Teilen zusammengesetztes Ganzes darstellt.

Alles in der Welt ist in dem Sinn „endlich“, dass es von Nichtsein durchdrungenes Sein ist. Die Endlichkeit der Dinge besteht nicht nur in ihren äußeren Begrenzungen, sondern darin, dass sie nie die Fülle des Seins sind, sondern in sich selber begrenzt sind.

Alles in der Welt stellt auch ein Zugleich von Notwendigkeit und Nichtnotwendigkeit dar. Thomas von Aquin erläutert diese „Kontingenz“ der Welt so: Nichts sei so nichtnotwendig, dass es nicht doch eine gewisse Notwendigkeit habe. Es ist nicht notwendig, dass Sokrates läuft. Aber wenn er läuft, läuft er in dem Sinn notwendig, dass man nicht zugleich sagen kann, dass er nicht laufe.

Alles in der Welt erweist sich zumindest in dem Sinn als veränderlich, als es dem Zeitablauf unterliegt. In diesem Sinn würde selbst ein seit Millionen von Jahren unverändert auf der Mondoerfläche herumliegender Stein der Veränderung unterworfen sein: Er würde mit der Zeit immer älter. Meist bedeutet aber Veränderung auch darüber hinaus den Wechsel in den verschiedensten Eigenschaften. Veränderung bedeutet jedenfalls immer, dass ein und dieselbe Sache zwar ein und dieselbe Sache bleibt, aber nicht in einer formalen Identität ohne jede Nichtidentität, sondern in einer von Nichtidentität durchdrungenen Identität. Veränderung bedeutet: dasselbe ist zwar immer noch dasselbe, aber nicht ganz. Es ist jedoch nicht möglich, dies in einen von keiner Veränderung betroffenen Identitätskern und die wechselnden Eigenschaften der Sache aufzulösen; denn es ist gerade der angeblich nicht von Veränderung betroffene Identitätskern, der doch davon betroffen ist, mal diese und mal jene Eigenschaft zu haben. Es ist nicht möglich, das Zugleich von Identität und Nichtidentität, das jede weltliche Wirklichkeit darstellt, innerweltlich aufzulösen in reine Identität auf der einen Seite und reine Nichtidentität auf der anderen Seite. Nur wenn man für das Zugleich von Gegensätzen die beiden Hinsichten „restlos bezogen auf ...“ / „in restloser Verschiedenheit von ...“ angeben kann, ist es möglich, das Zugleich von Gegensätzen in seiner Beschreibung von einem logischen Widerspruch (der Unsinn wäre) zu unterscheiden.

[28>] Die Welt stellt den Bereich der Wechselbeziehungen dar; sie ist ein aus Teilen zusammengesetztes Ganzes, und diese Teile treten ständig in unterschiedliche Beziehungen zueinander. Ein Teil der Welt sei mit A bezeichnet; ein anderer mit B. Wenn A zu B in Bezug tritt, heißt dies, dass A eine Relation zu B hat, die wir als C bezeichnen können. C ist entweder von A ähnlich verschieden wie B; dann fragt es sich, wodurch den C mit A zusammenhängt, um eine Relation von A auf B sein zu können. Entweder muss man erneut zwischen A und C ein von A verschiedenes Zwischenglied denken, und so *in infinitum*, man käme auf diese Weise nie zu einer Relation von A auf B. Oder man muss sagen, dass die C genannte Relation mit A identisch sein muss. Aber wenn sie tatsächlich völlig mit A identisch wäre, dann wäre sie nicht von A lösbar. A wäre notwendig mit B verbunden. Nun stellen wir aber fest, dass die Dinge zueinander in ständig wechselnde Beziehungen treten. A kann seine Beziehung auf B verlieren und

sich statt dessen auf D beziehen. Dann kann aber die Beziehung C (in der A auf B bezogen ist) nicht schlechthin mit A identisch und damit mit ihm formal identisch sein, sondern es handelt sich höchstens um eine materiale Identität, die jedenfalls keine schlechthinnige Identität ist. Der Begriff einer nicht schlechthinnigen Identität, also im Grunde einer von Nichtidentität durchdrungenen Identität stellt das Problem, wie man sie anders als logisch widersprüchlich beschreiben kann. Wenn kontradiktorische Gegensätze als zugleich bestehend ausgesagt werden müssen, dann ist dies anders als logisch widersprüchlich nur so möglich, dass man für das Zugleich der Gegensätze zwei Hinsichten angibt, die sich nicht wiederum ausschließen. Man findet sie nur im Begriff „restlosen Bezogenseins auf ... / in restloser Verschiedenheit von ...“. Dieses „restlose Bezogensein auf .../ in „restloser Verschiedenheit von ...“ kommt nicht zu seinem Träger hinzu wie die Beziehung C zu A hinzukommt, sondern ist mit A in seinen jeweiligen innerweltlichen Beziehungen jedes Mal formal identisch. Mit wechselnden Beziehungen material identisch sein kann ein Sachverhalt nur als geschöpfllich.

Manche meinen, dass man die Geschöpfllichkeit der Welt aus ihrer Erklärungsbedürftigkeit ableiten müsse. „Warum ist etwas und nicht nichts?“ Aber hier wird man zurückfragen müssen, was denn die genaue Bedeutung des Wortes „Warum“ ist. Was muss geleistet werden, um eine Sache zu „erklären“? Wer meint, etwas erklären zu müssen, muss zuerst dessen Erklärungsbedürftigkeit aufweisen. Die Erklärungsbedürftigkeit der Welt und alles Einzelnen in ihr besteht meines Erachtens darin, dass alles sich als Einheit von kontradiktorischen Gegensätzen wie Sein und Nichtsein (= endlich), Notwendigkeit und Nichtnotwendigkeit (= kontingent), Identität und Nichtidentität (= sich verändernd) erweist. Dann entsteht nämlich die Frage, wie man dies anders denn als logisch widersprüchlich beschreiben kann. Die Erklärung der Welt müsste dann darin bestehen, dass man zwei verschiedene [29>]Hinsichten für die Gegensätze angeben kann; aber diese Hinsichten dürfen sich, obwohl sie sich voneinander unterscheiden (also zwei sind), doch nicht gegenseitig ausschließen (sie müssen also problemlos zusammengehen); denn nur dann können sie zum einen die Gegensätze und zum anderen ihr Zugleich erklären. „Erklären“ wäre also dasselbe wie, einen Sachverhalt, der das Problem stellt, wie man ihn von einem Widerspruch unterscheiden kann, tatsächlich widerspruchsfrei beschreiben zu können.

Solche für ein Zugleich von Sein und Nichtsein, von Notwendigkeit und Nichtnotwendigkeit, von Identität und Nichtidentität erforderlichen Hinsichten findet man nicht in dem Zugleich von Gegensätzen *für sich allein* betrachtet. Hier führt jede Aufteilung nur wieder erneut zu einem Zugleich von Gegensätzen. Das ist damit vergleichbar, dass ein Magnet immer doppelpolig ist; wenn man ihn in der Mitte durchsägt, um zwei nur einpolige Teile zu erhalten, erhält man doch nur wiederum zweipolige Teile.

Mit irgendeinem Sachverhalt *außerhalb* des Zugleichs der Gegensätze lässt sich ihre Widerspruchsproblematik erst recht nicht beantworten. Das Problem besteht innerhalb des Zugleichs der Gegensätze.



So bleibt nur übrig, die Antwort doch im Zugleich der Gegensätze selbst zu suchen, aber eben nicht nur in sich selbst und für sich allein betrachtet, sondern *als Relation auf eine andere Wirklichkeit* betrachtet. Diese Relation müsste mit dem Zugleich der Gegensätze identisch sein. Man müsste das Zugleich der Gegensätze in sich selbst als ein „restloses Bezogensein auf ... / in restloser Verschiedenheit von ...“ und eben damit als geschöpfllich betrachten.

Alle innerweltlichen Beziehungen sind grundsätzlich nicht „restlos“; sie kommen vielmehr zu ihrem Träger hinzu und sich nicht völlig mit ihm identisch. Aber eben damit stellen sie selber das Problem einer von Nicht-identität durchdrungenen Identität. Ein nicht restloses Bezogensein würde also sofort erneut das Problem stellen, wie seine Beschreibung von einem logischen Widerspruch unterschieden werden kann. Nur wenn man von einem „restlosen Bezogensein auf ... / in restloser Verschiedenheit von ...“ sprechen kann, wird das Problem beantwortet, wie man das Zugleich von Gegensätzen aller weltlichen Wirklichkeit letztlich anders als logisch widersprüchlich beschreiben kann.

In einem solchen Geschöpflichkeitsbeweis würde die Welt nicht etwa mit Gott erklärt, sondern durch ihre Geschöpflichkeit. Wir bleiben also auf der Seite der Welt und wahren, dass Gott nicht unter Begriffe fällt.

Die so verstandene Geschöpflichkeit der Welt stellt keine Alternative zu anderen Weltenstehungstheorien dar. Wenn man Gott definiert als „ohne wen nichts ist“, umfasst dies jede denkbare naturwissenschaftliche Erklärung der Welt. Falls man nachweisen könnte, dass alle Ordnung in der Welt das Ergebnis eines unendlich großen Zufallsspiels wäre, so müsste man auch von einer [30]solchen Welt noch immer sagen, sie sei ein Zugleich von Gegensätzen und damit geschaffen. Auch zum Beispiel eine seit je und ohne einen angebbaren Anfang bestehende Welt (vergleichbar mit der sich nach Minus und Plus ins Unendliche erstreckenden Zahlengerade) wäre als in viele einzelnen Momente sich aufteilende Welt noch immer geschaffen. Jedes Auseinander von Zeit gehört auf die Seite des Geschaffenen und kann selbst nur als geschöpfllich verstanden werden, selbst wenn es sich, wie Hegel vielleicht sagen würde, um eine „schlechte Unendlichkeit“ handelte. Sie würde sich nämlich von der hinweisend auszusagenden „schlechthinnigen“ Unendlichkeit Gottes, die nicht in einzelne Zeitmomente zerfällt, gerade durch das in ihr gegebene Nacheinander einzelner Zeitmomente unterscheiden.

Es gibt meines Erachtens keinen möglichen naturwissenschaftlichen Einwand gegen die christliche Rede von Geschaffensein in ihrem wirklichen Sinn. Nur wenn man die Schöpfungsberichte gegen ihren Sinn zum Beispiel so versteht, dass Gott gleichsam die Kamele fertig in den Sand gesetzt hat, dann wäre dies ein Widerspruch zur naturwissenschaftlich festgestellten Evolution. Aber in Wirklichkeit müsste man nach dem Geschöpflichkeitsverständnis, welches sich aus der Bibel ergibt, wonach nichts ohne Gott sein kann, auch von der Evolution sagen: Wenn es sie gibt, dann ist sie geschaffen.

Wenn man naturwissenschaftlich feststellt, dass alles in der Welt nach bestimmten Gesetzen verläuft, dann sind auch diese Gesetze als ge-

schöpflisch zu verstehen. Sollte man umgekehrt zeigen können, dass auch die eventuellen Gesetze der Natur sich letztlich erst durch Zufall ergeben, dann wäre doch auch dieser Zufall ein „restloses Bezogensein auf ... / in restloser Verschiedenheit von ...“.

Wie auch immer die Welt naturwissenschaftlich im einzelnen zu beschreiben sein sollte, würde doch auf alle Fälle von ihr gelten, dass sie ein „restloses Bezogensein auf ... / in restloser Verschiedenheit von ...“ ist. Die einzige Möglichkeit, dies zu widerlegen, bestünde darin, irgendeinen Sachverhalt vorzuführen, der nicht in sich selbst die Struktur einer Einheit von Gegensätzen hätte. Aber einen solchen Sachverhalt vorzuführen ist noch niemandem gelungen, und es besteht auch kein Anlass, damit zu rechnen, dass die Geschöpflichkeit der Welt irgendwann einmal widerlegt werden könnte.

Die Aussage, Gott sei „ohne wen nichts ist“, ist in ihrer Weise unüberbietbar. Von Gott ist nur dann die Rede, wenn, was man über ihn sagt, nicht ergänzungsfähig oder steigerbar ist. Alle Aussagen in Bezug auf Gott, die ihm etwas zuschreiben, was noch gemehrt oder gesteigert werden könnte, sind deshalb als von vornherein falsch anzusehen.

Übrigens ist Geschöpflichkeit auch nur dann richtig verstanden, wenn sie von allen Gegenständen unserer Erfahrung überhaupt gilt. Denn entweder hat alles mit Gott zu tun, oder überhaupt nichts. Wir sprechen also nicht erst dann von Gott, wenn wir uns nicht erklären können, wie die Kompliziertheit [31>] von Schmetterlingsaugen zustande kommt. Deshalb handelt es sich von vornherein nicht um den Gott der christlichen Botschaft, wenn man irgend etwas mit „Gott“ erklären will; man macht dann nur die Erfahrung, ihn immer weniger zur Erklärung irgendwelcher einzelnen Phänomene zu brauchen, weil man sie inzwischen anders erklären kann. Mit diesem Lückenbüßergott hat der Gott der christlichen Botschaft nichts zu tun.

In der Erklärung der Welt als geschöpflisch handelt es sich nach dem Gesagten auch nicht etwa um eine Anwendung des innerweltlichen Kausalitätsprinzips, das uns erlaubt, von einer Wirkung auf eine Ursache zu schließen wie vom Rauch auf das Feuer. Mit der Meinung, man könne mit Hilfe des Kausalitätsprinzips auf Gott schließen, verstößt man bereits gegen die Anerkennung seiner Unbegreiflichkeit.

Man könnte noch einwenden, dass doch die Behauptung der Unbegreiflichkeit Gottes eine Behauptung über Gott selbst ist. Gott würde also wenigstens unter den Begriff der „Unbegreiflichkeit“ fallen. Darauf ist zu antworten, dass die Aussage, wir begreifen von Gott immer nur das von ihm Verschiedene, das auf ihn verweist, *in recto* eine Aussage über die Welt ist. Auch der Begriff der „Unbegreiflichkeit“ kann in Bezug auf Gott nur noch hinweisend („analog“) gebraucht werden. Er besagt: Wir begreifen von Gott immer nur das von ihm Verschiedene, das auf ihn verweist.

Es gibt Menschen, die sich sozusagen nicht vorschreiben lassen wollen, was unter dem Wort „Gott“ zu verstehen ist, sondern sich irgendetwas selber ausdenken. Das können sie selbstverständlich tun; wer wollte sie daran hindern? Nur dürfen sie dann nicht meinen, damit der christlichen Botschaft gerecht werden zu können, die sich als „Wort Gottes“ versteht.

Ich bin jemandem begegnet, der sich um keinen Preis davon abbringen lassen wollte, Gott mit der „Energie“ zu identifizieren, die alles in der Welt durchzieht; er hielt deshalb die hinweisende christliche Rede von einem Personsein Gottes für nicht nachvollziehbar. Man kann sich in der Tat die Energie nicht als sich ihrer selbst bewusst und als sich selbst präsent vorstellen oder ihr zuschreiben, dass es sinnvoll ist, sie im Gebet anzurufen und als Du anzusprechen. Nur gehört auch die Energie natürlich zur geschaffenen Welt und ist selber geschaffen. Mir ist sogar schon ein regelmäßiger Kirchgänger begegnet, der Gott mit „der Energie“, nämlich mit dem Strom aus der Steckdose identifiziert hat. Dass ihm daraufhin die christliche Botschaft ein Buch mit sieben Siegeln war, ist nicht zu verwundern. Er behauptete, Naturwissenschaftler zu sein; ich nehme an, dass ihm dann auch dies von zünftigen Naturwissenschaftlern eher bestritten werden müsste.

Bisher haben wir von derjenigen Gotteserkenntnis gesprochen, die der Vernunft möglich ist. Da ja die Aussage der christlichen Botschaft lautet, dass die Welt genau in dem Maß geschaffen ist, in dem sie tatsächlich ist, so dass Geschaffensein und Sein für die Welt ein und dasselbe wäre, muss [32>] Geschaffensein tatsächlich mit der Vernunft erkennbar sein. Denn die Vernunft hat gerade das Sein der Welt zu ihrem Gegenstand. Dies ist tatsächlich auch die Lehre in der katholischen Kirche. Sie spricht von der Möglichkeit einer natürlichen Gotteserkenntnis aufgrund der Geschöpflichkeit der Welt.

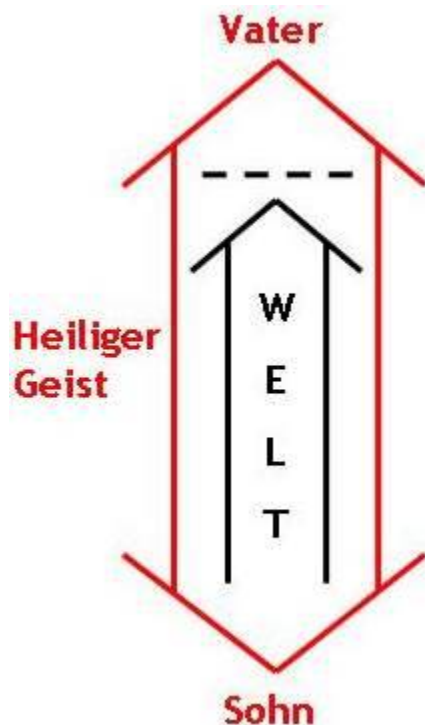
Aber wo beginnt dann der Glaube? Der Glaube beginnt, wo es nicht nur um unsere Geschöpflichkeit geht, sondern um unsere Gemeinschaft mit Gott.

## *6. Gemeinschaft mit Gott*

Luther wird die Frage zugeschrieben: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ Diese Frage stellt vielleicht sogar den Schlüssel zu seiner ganzen Theologie dar. Sie wird meines Erachtens nur verständlich, wenn Gemeinschaft mit Gott keine platte Selbstverständlichkeit ist. Tatsächlich bedeutet ja Geschaffensein als eine restlose Beziehung eine vollkommen einseitige Relation auf Gott, die als solche noch keine Gemeinschaft mit Gott bedeutet. Selbst wenn man sagt, Gott habe die Welt geschaffen, sagt man in Wirklichkeit nichts darüber hinaus aus, als dass die Welt in einem „restlosen Bezogensein auf ... / in restloser Verschiedenheit von ...“ aufgeht. Man kann den so hinweisend gewonnenen „Gottesbegriff“ (in welchem man wie gesagt nur das von Gott Verschiedene begreift, das auf ihn verweist) dann wieder mit der Welt in Beziehung setzen; aber diese Beziehung ist eine nur gedachte Beziehung, deren einziges reales Fundament die einseitige reale Beziehung der Welt auf Gott ist. Wollte man dennoch von Gott eine Beziehung zur Welt aussagen, die er erst mit der Entstehung der Welt gleichsam neu hinzugewönne und deren konstituierendes Woraufhin die Welt wäre, würde man ihn in den Bereich der Wechselwir-

kungen hineinziehen und so mit einem Stück Welt verwechseln. Er würde dann dasselbe logische Problem stellen wie die Welt und wäre nicht Gott.

Wir haben die reale Relation der Welt auf Gott als mit der Welt identisch erläutert. Sie kommt also nicht zur Welt als ihrem Träger hinzu, sondern ist selber die Welt. Wenn aber diese Relation vollkommen einseitig ist, dann stellt sich in der Tat die Frage, wie dann noch Gemeinschaft mit Gott, um die es ja im christlichen Glauben geht, möglich sein soll. Der Geschöpflichkeitsbegriff scheint Gemeinschaft mit Gott auszuschließen. Gott wohnt „im unzugänglichen Licht“ (1 Tim 6,16). Dies könnte geradezu als der größte denkbare Einwand gegen den christlichen Glauben erscheinen. Vielleicht kann man erst von hier aus die Luther zugeschriebene Frage verstehen: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ Diese Frage ist in der Einsicht begründet, dass keine geschaffene Qualität dazu ausreicht. Geschaffensein für sich allein betrachtet stellt eine einseitige Beziehung auf Gott dar und ist noch nicht Gemeinschaft mit Gott.



Im christlichen Glauben geht es aber gerade um Gemeinschaft mit Gott. Die christliche Botschaft behauptet ja, „Wort Gottes“ zu sein. „Wort Gottes“ [33>] müsste doch wohl eine Weise der Zuwendung Gottes zur Welt sein. Wie lässt sich eine solche Beziehung Gottes zur Welt überhaupt noch aussagen, wenn Geschaffensein eine vollkommen einseitige Beziehung der Welt auf Gott ist?

Die christliche Botschaft erläutert ihren Anspruch, „Wort Gottes“ zu sein durch ihren Inhalt. „Wort Gottes“ müsste eine Beziehung Gottes auf die Welt bedeuten. Diese erläutert die christliche Botschaft durch ihre Rede von der Dreifaltigkeit Gottes. Es geht dabei darum, dass die Welt in der Weise Gemeinschaft mit Gott hat, dass sie in die Liebe Gottes zu Gott, des Vaters zum Sohn aufgenommen ist, welche der Heilige Geist, der selber Gott ist.

Wenn die Welt in eine Liebe Gottes zu Gott aufgenommen ist, dann hat diese Liebe nicht ihr Maß an der Welt und kann deshalb auch nicht an der Welt abgelesen werden. Wie kann man dann um sie wissen? Sie müsste geradezu zur Welt hinzugesagt werden. Damit es ein solches Wort Gottes geben kann, müsste man von einer Menschwerdung Gottes sprechen.

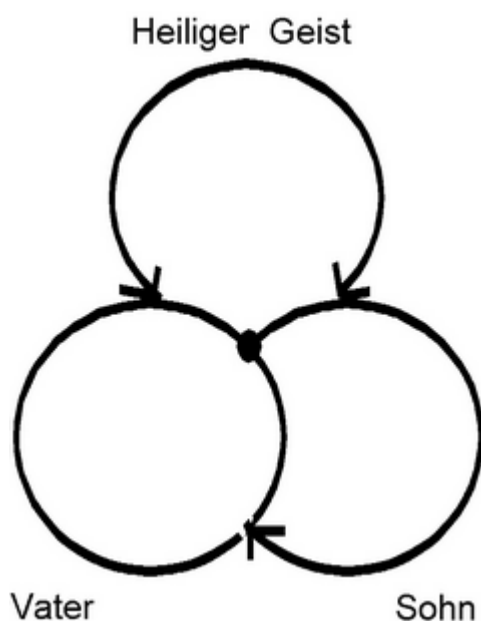
Es muss also des Näheren erläutert werden, wie man die Rede von einer Dreifaltigkeit Gottes und von der Menschwerdung Gottes verstehen kann.

## 7. Dreifaltigkeit Gottes

Die christliche Botschaft spricht von Gott als Vater, Sohn und Heiliger Geist, die jeweils ein und dieselbe Wirklichkeit Gottes sind und doch voneinander verschieden.

Diese Aussage gilt als „Glaubensgeheimnis“. Unter einem Glaubensgeheimnis stellen sich viele vor, es handele sich um unverständliche Rede. Das ist aber unvereinbar mit dem Anspruch der christlichen Botschaft, „Wort Gottes“ zu sein. Als „Wort Gottes“ und gewiss machend kann die christliche Botschaft nur verstanden werden, wenn sie tatsächlich verständlich ist. In Wirklichkeit kann ein Glaubensgeheimnis also nicht etwas Unverständliches sein, sondern ist zwar etwas, was man nicht an der Welt selbst ablesen kann und was einem deshalb eigens gesagt werden muss und in seiner Wahrheit nur dem Glauben an dieses Wort zugänglich ist. Es kann nicht gut etwas mit rätselhaft oder unlogisch zu tun haben.

Wie lässt sich die Rede von der Dreifaltigkeit Gottes verstehen? Für uns Menschen besteht das Personsein in der grundsätzlichen Fähigkeit zur Selbstpräsenz. Wir sind fähig zu Selbstbewusstsein und Selbstverfügung; wir sind [34>]fähig, uns als ein Ich einem Du zuzuwenden und miteinander im Wir zu handeln. Die christliche Botschaft behauptet hinweisend in Bezug auf Gott, er sei eine einzige Wirklichkeit, die sich jedoch auf drei verschiedene Weisen selbst präsent ist, die man geradezu mit den Personwörtern „Ich – Du – Wir“ vergleichen kann. Das Wort „Ich“ ist anfanghaft für sich allein verständlich. Das Wort „Du“ setzt ein Ich voraus, das zu dem Du spricht. Das Wort „Wir“ bedeutet die Gemeinsamkeit von Ich und Du und setzt insofern beide voraus; trotz dieser unterschiedlichen Vermittlung von Ich, Du, Wir stehen diese Wörter in ihrer Bedeutung nicht in einer zeitlichen Abfolge, sondern das Gemeinte kann gleichzeitig bestehen.



Die erste Person in Gott, ist eine Selbstpräsenz Gottes, eine Relation der einen Wirklichkeit Gottes auf sich selbst, die unmittelbar ist und keine andere Selbstpräsenz Gottes voraussetzt. Sie ist ohne Ursprung. Wir können den Vergleich einer von einem Punkt ausgehenden Kreislinie gebrauchen, die zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrt.

Die zweite Person in Gott nennen wir den Sohn, und von ihm her nennen wir nun die erste Person den Vater. Die zweite Person Gottes ist eine zweite Selbstpräsenz, also Relation der Wirklichkeit Gottes auf sich selbst, welche die erste Selbstpräsenz bereits voraussetzt und sich von dieser gerade dadurch unterscheidet, dass sie durch sie vermittelt ist. Sie ist wie eine zweite Linie, die vom gleichen Ausgangspunkt wie die erste Kreislinie ausgeht, aber zunächst über

den ersten Kreis geht und dann in dieser Kreislinie zum Ausgangspunkt zurückgeht.

Schließlich ist die dritte Person eine Selbstpräsenz Gottes, welche die beiden vorangehenden Selbstpräsenzen der einen Wirklichkeit Gottes voraussetzt: Sie ist eine Relation der einen Wirklichkeit Gottes auf sich selbst, die aber durch die beiden andern Relationen der Selbstpräsenz Gottes vermittelt ist. Sie geht von der einen Wirklichkeit Gottes aus durch Vermittlung der beiden anderen Selbstpräsenzen.

Man kann dann sagen: Der Vater ist Gott, nämlich volle Selbstpräsenz der einen Wirklichkeit Gottes. Ebenso kann man sagen: Der Sohn ist Gott, nämlich volle Selbstpräsenz ein und derselben Wirklichkeit Gottes. Und man kann ebenso sagen: Der Heilige Geist ist ein und derselbe Gott, nämlich Selbstpräsenz der einen Wirklichkeit Gottes. Aber der Vater ist nicht der Sohn, sondern unterscheidet sich von ihm dadurch, dass er selbst ohne Ursprung ist, aber Ursprung des Sohnes ist. Der Heilige Geist [35>] ist verschieden vom Vater und vom Sohn. Er kann als ihre gegenseitige Liebe ausgesagt werden.

So gilt, wie das Konzil von Florenz 1441 formuliert:

*Der Vater hat, was er auch ist oder hat,  
nicht von einem anderen, sondern aus sich;  
und er ist Ursprung ohne Ursprung.*

*Der Sohn hat, was er auch ist oder hat, vom Vater,  
und er ist Ursprung von einem Ursprung her.*

*Der Heilige Geist hat, was er auch ist oder hat,  
zugleich vom Vater und vom Sohn.*

*Aber der Vater und der Sohn  
sind nicht zwei Ursprünge des Heiligen Geistes,  
sondern ein einziger Ursprung,  
wie Vater und Sohn und Heiliger Geist  
nicht drei Ursprünge der Schöpfung, sondern ein einziger Ursprung sind.*

Der Heilige Geist als die gegenseitige Liebe zwischen Vater und Sohn, die selber Gott und – als Selbstpräsenz Gottes – Person ist, geht vom Vater und vom Sohn aus. Aber weil der Sohn alles, was er ist oder hat, vom Vater allein hat, hat er es auch vom Vater allein, Mitursprung des Heiligen Geistes zu sein. Man kann auch sagen dass der Heilige Geist vom Vater unmittelbar ausgeht, aber auch vom Vater durch den Sohn.

So verstanden ist die Dreifaltigkeitslehre offenbar keinen Widerspruch zu Vernunft oder Mathematik. Es ist logisch problemlos, dass das Nachbuchstabieren der christlichen Botschaft zu der Aussage führt, es gebe drei von einander unterschiedene Selbstpräsenzen (Personen) der einen Wirklichkeit Gottes. Man darf nur nicht vergessen, dass es dabei nicht um abstrakte Spekulation geht, sondern um die Frage, wie eine Gemeinschaft

von Menschen mit Gott ausgesagt werden kann, wenn Geschaffensein zunächst eine einseitige Beziehung auf Gott bedeutet. Die christliche Botschaft läuft darauf hinaus zu sagen, wir seien in die Liebe Gottes zu Gott, der Vaters zum Sohn, aufgenommen, die der Heilige Geist ist. Gott hat den Geist seines Sohnes in unsere Herzen gesandt, der ruft: „Abba, Vater!“ (Gal 4,6)

### *8. Menschwerdung des Sohnes*

Weil diese Liebe Gottes zur Welt nicht an der Welt ihr Maß hat, ist sie auch nicht an der Welt ablesbar. Wie können wir sie dann erkennen? Dafür beruft sich die christliche Botschaft auf die Menschwerdung des Sohnes. Der Sohn Gottes von Ewigkeit her hat in Jesus menschliche Natur angenommen, [36>]um uns in menschlichem Wort zu sagen, dass wir in die Liebe des Vaters zu ihm aufgenommen sind, von der uns keine Macht der Welt trennen kann. Selbst der Tod hat diese Macht nicht. Deshalb bedeutet Glauben, dass man nicht mehr unter der Macht der Angst um sich selbst lebt und aus dieser Geborgenheit in der Welt zu selbstloser Liebe fähig ist.

Aber wie kann man von der zweiten Person Gottes eine Menschwerdung aussagen? Widerspricht dies nicht der Einseitigkeit der Relation des Geschaffenen auf Gott? Die Antwort lautet, dass der Mensch Jesus in seiner menschlichen Grundselbstpräsenz in die Selbstpräsenz Gottes, die der Sohn ist, hineingeschaffen ist. Die Beziehung Gottes auf diesen Menschen hat ihr konstitutives Woraufhin im Gottsein. Sie ist deshalb am Menschsein Jesu nicht ablesbar. Man kann nicht sehen, dass Jesus der Sohn Gottes ist. Im christologischen Dogma des Konzils von Chalkedon (451) heißt es in Bezug auf Jesus: Wahrer Gott und wahrer Mensch ohne Vermischung und ohne Trennung. Gottsein und Menschsein sind nicht dasselbe, sondern voneinander verschieden. Aber sie sind nicht voneinander getrennt, als hätten sie nicht miteinander zu tun, sondern die Wirklichkeit Gottes ist durch die Relation der göttlichen Selbstpräsenz, die wir den Sohn nennen, mit dem Menschsein des Sohnes verbunden. Die für eine Substanzmetaphysik so rätselhafte Rede „ohne Vermischung / ohne Trennung“ ist für eine relationale Ontologie logisch problemlos. Zwei Substanzen können sich nur entweder vermischen oder überschneiden, oder sie sind voneinander getrennt. Aber dass sie weder vermischt noch voneinander getrennt seien, ist in der Substanzmetaphysik nicht vorstellbar. Anders in einer relationalen Ontologie: „Ohne Vermischung“ heißt „voneinander unterschieden“; und „ohne Trennung“ heißt: „aufeinander bezogen“, „durch Relation miteinander verbunden“.

Erst aufgrund der in der christlichen Botschaft behaupteten Menschwerdung des Sohnes ist es möglich, in einer definitiv sinnvollen Weise von „Wort Gottes“ zu sprechen. Es gibt kein anderes Wort als das der Kommunikation unter Menschen. Letztlich kann man nur, wenn Gott selbst als Mensch begegnet, im strengen Sinn von „Wort Gottes“ sprechen. Zwar begegnet die Rede von einem „Wort Gottes“ bereits in der Heiligen Schrift Israels. Aber es bleibt noch offen, wie man diese Rede überhaupt verste-

hen kann. Erst in der Sicht der christlichen Botschaft, in der die Schrift Israels zum Alten Testament wird, lässt sie sich endgültig verstehen.

In allen Religionen im Unterschied zu Pseudoreligionen geht es letztlich um die Gemeinschaft mit Gott. Selbst wenn zum Beispiel der Buddhismus nicht einmal das Wort Gott gebraucht und von ihm auch nicht ausdrücklich als personaler Selbstpräsenz spricht, ist doch mit dem ersehnten Nirvana unendliche, alles Beschreiben übersteigende Glückseligkeit gemeint. Die christliche Botschaft richtet sich nicht gegen die Religionen, sondern nur gegen alle Pseudoreligion, die auf die Vergöttlichung geschaffener Wirklichkeit hinausläuft; so war der Nationalsozialismus Pseudoreligion. Gegenüber den wirklichen Religionen glaubt die christliche Botschaft eher insofern einen Dienst leisten zu können, dass sie ihre tiefste Wahrheit voll an den Tag bringt und erläutert wie Gemeinschaft mit Gott als dem Geheimnis der Wirklichkeit möglich sein soll, ohne die Anerkennung der Transzendenz und Absolutheit dieses Geheimnisses in Frage zu stellen.

Weder die Rede von der Dreifaltigkeit Gottes noch die von der Menschwerdung des Sohnes widersprechen der Logik. Aber ohne Dreifaltigkeit Gottes bleibt unklar, wie Gemeinschaft von Menschen mit Gott überhaupt möglich sein soll. Und ohne Menschwerdung des Sohnes bleibt unklar, wie sie erkannt werden kann, selbst wenn sie besteht; denn sie ist ja nicht am Geschaffenen als solchem ablesbar.

In der Sicht der christlichen Botschaft ist die wahre Wirklichkeit der Welt, dass sie von vornherein in die Liebe des Vaters zum Sohn hineingeschaffen und so „in Christus“ geschaffen ist. Sie versteht deshalb auch den Glauben selbst als das nunmehr offenbare Erfülltsein vom Heiligen Geist. „Niemand kann sagen: Jesus ist Herr, außer im Heiligen Geist.“ (1 Kor 12,3)

Jesu Kreuzestod ist zu verstehen als das Martyrium für seine Botschaft. Er ist wegen seiner Botschaft und weil er für sie Anhänger fand, von denen hingerichtet worden, die ihre Herrschaft darin begründeten, anderen Menschen Angst zu machen.

Seine Auferstehung ist mit seiner Gottessohnschaft angesichts des Todes identisch. Die folgenden Sätze sind miteinander sachidentisch: Ich glaube an Jesus Christus. / Jesus ist für uns gestorben. / Jesus war und ist Sohn Gottes. / Jesus ist auferstanden.

### *9. Glauben als Erfülltsein vom Heiligen Geist*

Die christliche Botschaft bezeichnet die Gemeinschaft mit Gott als Gnade. Ein Grundsatz der christlichen Botschaft lautet, dass man Gottes Gnade nur annehmen kann, wenn bereits diese Annahme der Gnade selber von Gottes Gnade getragen ist. Man muss von vornherein „in Christus geschaffen“ sein, um die Botschaft davon in ihrem wahren Sinn annehmen zu können. „Niemand kann sagen: ‚Jesus ist Herr‘, außer im Heiligen Geist.“ (1 Kor 12,3)

Wenn jemand aufgrund der christlichen Botschaft zum Glauben an sie als „Gottes Wort“ kommt, gelangt er nicht von außerhalb in den Bereich



der Gnade Gottes, sondern es wird ihm offenbar, was verborgen längst der Fall ist: Er ist von vornherein hineingeschaffen in die Liebe des Vaters zum Sohn. Und dies ist nicht eine Aussage, die auf die bereits Glaubenden einzuschränken wäre, dass nämlich nur sie von vornherein in der Gnade Gottes stehen. Vielmehr verkündet die christliche Botschaft, dies gelte von der ganzen Welt. [38>]Die wahre Wirklichkeit der ganzen Welt besteht darin, die von Gott geliebte und angenommene Welt zu sein.

### *10. Die Bedeutung der Kirche*

Kirche lässt sich als das fortdauernde Geschehen der Weitergabe des Wortes Gottes verstehen. Wenn Wort Gottes die Selbstmitteilung Gottes in dem mitmenschlichen Wort der Weitergabe des Glaubens ist, dann können auch die Sakramente das Wort Gottes nicht noch überbieten. Aber sie unterstreichen, was im angenommenen Wort Gottes geschieht.

Die von der Kirche in Anspruch genommene „Unfehlbarkeit“ ist darin begründet, dass das Wort der Glaubensverkündigung, wenn es im Sinn der Selbstmitteilung Gottes verstehbar ist, von etwas redet, was in ihr selber geschieht. Deshalb ist so verstehbare Glaubensverkündigung notwendig „aus sich“ wahr. Das Wort Gottes wird zwar nur im Glauben der Kirche als Wort Gottes erkannt, aber nicht erst durch den Glauben der Kirche zum Wort Gottes gemacht.

Unfehlbarkeit „in Dingen der Sitten“ besteht nicht darin, dass Sittennormen unfehlbar gelehrt werden könnten. In der kirchlichen Tradition ist seit je vom „natürlichen Sittengesetz“ die Rede, und damit ist gemeint, dass sittliche Normen mit der Vernunft erkannt werden können und dass man sie mit Vernunft begründen kann. Unverantwortliches und damit schlechtes Handeln lässt sich daran erkennen, dass es immer die Struktur des Raubbaus hat: Man untergräbt auf die Dauer und im Ganzen gerade den Wert oder Werteverbund, den man für sich oder die eigene Gruppe auf kurze Sicht erreichen mag.

Der Anspruch einer Unfehlbarkeit in Bezug auf „Dinge der Sitten“ bezieht sich vielmehr auf die Anwendung des Glaubens auf unser Handeln: Vor Gott gut kann nur ein solches Handeln sein, das aus der Gemeinschaft mit Gott hervorgeht und damit nicht mehr von der Angst des Menschen um sich selber geleitet ist.

Damit wird gutes Handeln nicht auf christlich Glaubende eingeschränkt. Vielmehr wird umgekehrt vorausgesetzt, dass alles liebevolle und selbstlose Handeln, wo immer es besteht, bereits aus Gottes Gnade hervorgeht. In Joh 3,21 heißt es: „Wer die Wahrheit tut, kommt zum Licht, damit offenbar wird, dass seine Werke in Gott getan sind.“ Wenn jemandem, der liebevoll lebt, die christliche Botschaft in klarer Form begegnete, dann würde er durch sie rückschauend voller Freude erkennen, dass er schon längst aus dem Geist Jesu Christi gelebt hat.

Es soll nun abschließend kurz auf drei Einzelprobleme eingegangen werden, die nach meiner Erfahrung Naturwissenschaftlern als besonders schwierig an der christlichen Botschaft erscheinen, nämlich das so ge-

nannte Theodizeeproblem, die Erbsündenlehre und die Lehre von der Geburt Jesu Christi von der Jungfrau Maria.

[39>] 11. *Das Theodizeeproblem*

Wie kann ein allmächtiger und zugleich guter Gott das Leid in der Welt zulassen? Im Markusevangelium wird berichtet, dass ein einstürzender Turm achtzehn Menschen unter sich begraben habe. Gegen die an ihn herangetragene Frage, ob es sich um besondere Sünder gehandelt habe, antwortet Jesus: Wenn ihr euch nicht bekehrt, dann ist dies ein Bild für euer eignes Schicksal im Unglauben.

Glaubende und Nichtglaubende leben in ein und derselben Welt, in der es Glück und Leid gibt. Für Menschen, die aus der Angst um sich selbst leben, wird die Welt zu einem Abbild der Hölle, weil Tod und Vergänglichkeit immer das letzte Wort haben. Dagegen wird im Glauben die gleiche Welt zu einem Gleichnis des Himmels, der Gemeinschaft mit Gott. Jede gute Erfahrung, so kurz und vergänglich sie auch sein mag, wird zu diesem Gleichnis. Und umgekehrt hört schlechte Erfahrung auf, Gleichnis für eine letzte Verlorenheit zu sein. Sie verhindert jedoch, das Gleichnis des Himmels mit dem Himmel selbst zu verwechseln.

Die übliche Frage, wie Gott das Leid zulassen könne, geht zugleich von einem falschen Verständnis von der Allmacht und von der Güte Gottes aus. Gott ist nicht „allmächtig“ in dem bloß potentiellen Sinn von Allmacht, dass er alles Mögliche können müsste, wobei man dann nur nicht weiß, ob er es auch tatsächlich tun wird. Vielmehr ist er mächtig in allem, was geschieht. Nichts von dem, was in der Welt geschieht, kann ohne ihn geschehen. Es ist jedoch nicht möglich, gleichsam von Gott her zu denken und aus seinem Willen herzuleiten, was in unserer Welt geschieht. Denn die Relation des Geschaffenen auf Gott ist einseitig. Gott selbst fällt nicht unter unsere Begriffe. Deshalb kann man nichts von Gott herleiten oder gar mit Gott erklären. Die Welt wird nicht durch Gott erklärt, sondern durch ihre Geschöpflichkeit.

Dass Gott in allem mächtig ist, ist für sich allein genommen noch keine tröstliche Aussage. Es wird erst dann zu einer tröstlichen Aussage, wenn wir im Glauben erkennen, dass wir mit diesem Gott so Gemeinschaft haben, dass keine Macht der Welt dagegen ankommt, ja dass auch der Tod nicht von ihm trennen kann. Gottes Liebe hat nicht ihr Maß an der Welt und ist deshalb nicht an unserem Wohlbefinden ablesbar. Dennoch ist sie nicht weltlos, sondern gute Erfahrung wird zu seinem Gleichnis für sie, und sie lässt uns in der Welt anders als aus der Angst um uns selber leben.

## 12. Die Erbsündenlehre

Die traditionelle Erbsündenlehre klingt so, als sei durch eine erste persönliche Sünde des ersten Menschen die ganze Menschheit an seiner Schuld beteiligt worden. Aber wie kann eine persönliche Schuld vererbt werden?

[40>] In der Erbsündenlehre geht zunächst um die Erlösungsbedürftigkeit aller Menschen. Die Erbsündenlehre ist sozusagen der Kehrseite der Medaille, dass der Glaube nicht angeboren ist. Angeboren ist unsere irdische vergängliche Existenz. Wenn man nicht Glauben mitgeteilt bekommt, ist die letzte Gewissheit des Menschen nur seine Todesverfallenheit, die der Grund dafür ist, dass man aus der Angst um sich selbst lebt.

In Hebr 2,15 heißt es, der Sohn Gottes habe am Menschenschicksal teilgenommen, „um diejenigen zu befreien, die allesamt aus Todesfurcht ihr ganzes Leben hindurch gezwungen waren zur Knechtschaft.“ Mit Knechtschaft sind die Tatsünden gemeint; sie werden in diesem Tag als Folge einer Zwangslage angesehen, die ihre Wurzel in der Todesfurcht hat. Die Erlösung würde darin bestehen, dieser Todesfurcht das letzte Wort zu nehmen und eine Gewissheit mitzuteilen, die stärker als diese Angst des Menschen um sich selbst ist.

Das Fehlen des Glaubens wird als die Situation beschrieben, die das Leben des Menschen von vornherein prägt. Durch die Mitteilung des Glaubens kommt jedoch an den Tag, dass die wahre und fundamentalere Wirklichkeit des Menschen von Anfang an in seinem In-Christus-Geschaffensein besteht.

## 13. Jungfrauengeburt

Eingangs war darauf hingewiesen worden, dass nach kirchlicher Lehre Glaube und Vernunft sich nicht nur in der Erkenntnisweise, sondern auch im Gegenstand unterscheiden. Wenn mit der Lehre von der Geburt Jesu Christi aus der Jungfrau Maria ein Glaubensgegenstand gemeint sein soll, dann muss es sich um etwas anderes als um einen naturwissenschaftlich beschreibbaren Sachverhalt handeln. Vielleicht den besten Verstehenszugang bietet die Formulierung des Prologs des Johannesevangeliums, die von überhaupt allen Glaubenden aussagt, dass sie „nicht aus dem Blut, nicht aus dem Willen des Fleisches, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren sind“ (Joh 1,13). Ähnlich wie sich die Tatsache, dass Menschen an Jesus Christus glauben, nicht irdisch begründen und ableiten lässt, gilt von der Gottessohnschaft Jesu Christi, dass sie nicht aus irdischen Gründen hergeleitet werden kann. Ein statt dessen naturwissenschaftliches Verständnis von der Geburt Jesu aus der Jungfrau Maria würde im übrigen auch gegen das christologische Dogma von Chalcedon verstoßen, welches ausdrücklich betont, dass sich das Gottsein Jesu auf sein Menschsein *allein* darin auswirkt, dass er der Mensch der ist, der frei von Sünde ist und auch andere Menschen aus der Macht der Sünde befreien kann. Im übrigen ist er in seinem Menschsein in allem uns gleich;

und das Konzil betont ausdrücklich, dass diese Aussage genau formuliert worden ist und auch so verstanden werden will (DH 303).

---

[41>] Vielleicht mögen diese Hinweise genügen, um aufzuzeigen, dass die angeblichen Probleme zwischen Naturwissenschaft und christlichem Glauben nur auf gegenseitigen Missverständnissen beruhen; zu ihrer Beantwortung genügt es, die Missverständnisse zu klären. Der Glaube ist im höchsten Maß an einer gut funktionierenden und ihre kritischen Fähigkeiten ausschöpfenden Vernunft interessiert, also daran, dass wir unsere Vernunft wirklich gebrauchen. Der Glaube will den Menschen aus der Macht der Angst um sich selbst befreien, die ihn sonst immer wieder daran hindert, seine Vernunft sachgemäß zu gebrauchen. Umgekehrt leistet die Vernunft dem Glauben den Dienst, Türhüterin gegen den Aberglauben zu sein. Innerhalb des Glaubens dient sie dazu, die innere Einheit aller Glaubensaussagen, die sich ja nicht additiv, sondern nur explikativ zueinander verhalten, zu erfassen.